



72. Sitzung

Sonntag, den 27.01.2019

Gedenken für die Opfer des Nationalsozialismus
Mainz
in der Steinhalle des Landesmuseums

Begrüßungsansprache	4596	Ansprache	4603
Präsident Hendrik Hering:	4596	Malu Dreyer, Ministerpräsidentin:	4603
Zeitzeugenbericht	4598	Präsident Hendrik Hering:	4605
Henriette Kretz, im polnischen Stanislawów (heute Iwano-Frankiwsk, Ukraine) geborene Überlebende des Holocaust:	4598		

**72. Plenarsitzung des Landtags Rheinland-Pfalz
am 27.01.2019**

Beginn der Sitzung: 11:02 Uhr

Musik

Carlo Ricciotti (1681-1756):
Concertino II

Begrüßungsansprache

Präsident Hendrik Hering:

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Gäste, Frau Ministerpräsidentin, sehr verehrte Frau Kretz! Wir sind heute zusammengekommen, um der Opfer des Nationalsozialismus zu gedenken.

Es ist uns eine überaus große Freude und Ehre, dass Sie, sehr geehrte Frau Kretz, heute bei uns sind. In der Einladungskarte zu dieser Gedenksitzung ist noch der Name Frieda Schwarz zu lesen. Frau Schwarz ist leider schwer erkrankt, wir senden ihr von dieser Stelle nach Haifa in Israel die allerbesten Genesungswünsche.

Umso mehr sind wir Ihnen dankbar, sehr geehrte Frau Kretz, dass Sie sich kurzfristig bereit erklärt haben, dem Parlament und unseren Ehrengästen, unter denen auch viele Schülerinnen, Schüler und Studierende sind, als Zeitzeugin von den schweren Erlebnissen zu berichten, die Sie als jüdisches Mädchen in der Zeit des NS-Terrors im von Deutschen besetzten Polen durchleiden mussten.

Sie gehören zu den Überlebenden des Holocaust in Osteuropa. Im Jahr 1934 wurden Sie in der damals polnischen Stadt Stanislawów geboren, die heute zur Westukraine gehört. Diese Stadt wurde, wie auch die anderen Stationen Ihrer Flucht, Lemberg und Sambor, in Folge des geheimen Zusatzprotokolls zum Hitler-Stalin-Pakt vom August 1939 in die Ukraine eingegliedert.

Der Krieg, der am 1. September 1939 begann, eröffnete dem Nazi-Regime neue Möglichkeiten, seinen Hass gegen Juden auszuleben, in ganz Europa und auch in Polen.

So begann die Verfolgung Ihrer Familie direkt nach dem deutschen Überfall auf Polen vor 80 Jahren. Sie selbst waren damals fünf Jahre alt. In den folgenden Jahren ist Ihnen das Schlimmste widerfahren, was einem Kind passieren kann: Ihre Eltern wurden ermordet, und Sie waren vollkommen auf sich gestellt, angefeindet als jüdisches Kind in einer feindlichen Umgebung. Nach dem Krieg konnten Sie in Antwerpen einen Onkel wiederfinden und „ein neues Leben anfangen“, so steht es in Ihrem Buch. Es trägt den Titel „Willst du meine Mutter sein? Eine Kindheit im Schatten der Schoah.“

Verehrte Frau Kretz, die Monitore stehen hier, weil wir wissen wollen und sollen, wer Ihre Mutter, wer Ihr Vater und Ihre Angehörigen waren. Ihnen und Ihrer Familie wurde von Deutschen unermessliches Leid zugefügt.

Und doch kommen Sie seit vielen Jahren nach Deutschland, um, vermittelt vom Maximilian-Kolbe-Werk, vor allem

mit Schülerinnen und Schülern zu sprechen. Erst im Oktober letzten Jahres haben Sie die IGS Plaidt im nördlichen Rheinland-Pfalz besucht, ganz in der Nähe der Gemeinde Kretz, aus der vermutlich Ihre Vorfahren stammen.

Vorhin haben Sie mir erzählt, dass es Ihnen ein Anliegen ist, Brücken zu bauen zwischen Jung und Alt, zwischen damals und heute. „Erinnern in der Gegenwart“ – so hat es der Vater dieses Gedenktags, Bundespräsident Roman Herzog, genannt. Nach dieser Plenarsitzung werden Sie deshalb mit den Schülerinnen und Schülern des Carl-Bosch-Gymnasiums Ludwigshafen zusammentreffen, die diese Sitzung musikalisch so gelungen begleiten und bei denen ich mich hiermit bedanke. Wir haben diese Begegnung auf Ihren Wunsch hin sehr gerne organisiert; denn damit halten Sie in einer Weise die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen und ihre Opfer wach, die uns allen Vorbild ist.

Es ist uns ein bewegendes Zeichen der Versöhnung, dass Sie gemeinsam mit uns der Opfer des Nationalsozialismus gedenken. Hierfür und für Ihr bewundernswertes Engagement möchte ich Ihnen unseren tief empfundenen Dank ausdrücken, die respektvolle Anerkennung des Parlaments und aller hier Versammelten.

Ich begrüße für die jüdischen Gemeinden in Rheinland-Pfalz deren Vorsitzenden des Landesverbandes, Herrn Avadislav Avadiev. Für den Landesverband der Sinti und Roma sind der stellvertretende Vorsitzende, Herr Heinrich Reinhardt, und Django Reinhardt bei uns. Außerdem sind der Beauftragte der Ministerpräsidentin für Jüdisches Leben und Antisemitismus in Rheinland-Pfalz, Herr Dieter Burgard, und der Landesbeauftragte für die Belange behinderter Menschen, Herr Matthias Rösch, bei uns.

Für die Kirchen begrüße ich den Bevollmächtigten der Evangelischen Kirchen in Rheinland-Pfalz, Herrn Oberkirchenrat Dr. Thomas Posern, sowie Herrn Ordinariatsdirektor Dieter Skala für die Katholische Kirche. Für unsere internationalen Freunde begrüße ich herzlich die türkische Generalkonsulin, Frau Sibel Muederrisoglu. Ganz besonders freue ich mich, dass der Ehrenbürger der Stadt Mainz, Monsignore Klaus Mayer, unter uns ist, der heute vor neun Jahren als Gedenkredner vor uns Zeugnis abgelegt hat.

Auch möchte ich die Vertreterinnen und Vertreter von vielen Gedenkstätten, Vereinen, Arbeitsgemeinschaften und Initiativen im Land begrüßen. Sie alle setzen sich vor Ort gegen das Vergessen ein und leisten Vorbildliches. Unter uns sind auch Schülerinnen und Schüler des Mainzer Willigis-Gymnasiums, die mit ihrem Film „80 Jahre Reichspogromnacht“ den bundesweiten Geschichtswettbewerb der Zentrale für Unterrichtsmedien im Internet gewonnen haben. Nachher wird in der Lobby die Möglichkeit bestehen, diesen Film zu sehen.

Ich freue mich, dass die Mitglieder des Parlaments so gut wie vollständig hier versammelt sind, und begrüße für Sie alle die Fraktionsvorsitzen der SPD, Alexander Schweitzer, der CDU, Christian Baldauf, der AfD, Uwe Junge, der FDP, Cornelia Willius-Senzer, und von Bündnis 90/DIE GRÜNEN Dr. Bernhard Braun.

Ich freue mich, dass die Ministerpräsidentin Malu Dreyer

bei uns ist und nachher zu uns sprechen wird und die Mitglieder der Regierung bei uns sind. Ich begrüße den Präsidenten des rheinland-pfälzischen Verfassungsgerichtshofs, Herrn Dr. Lars Brocker, sowie die Bürgerbeauftragte des Landes, Frau Barbara Schleicher-Rothmund. Seien Sie alle willkommen!

Meine sehr verehrten Damen und Herren, der 27. Januar lenkt unsere Gedanken auf den Tag, an dem vor 74 Jahren Soldaten der Roten Armee die Tore des Konzentrationslagers Auschwitz geöffnet haben. Der Name Auschwitz ist zum Synonym geworden für Vernichtung und Terror, für Massenmord als bestialisches Geschäftsmodell und für ein unmenschliches System von mehr als 1.000 Konzentrations- und Vernichtungslagern, mit denen die Nationalsozialisten ganz Europa überzogen haben – zwölf endlos lange Jahre.

Meine Damen und Herren, im Gedenken an die Opfer bitte ich Sie, sich von den Plätzen zu erheben.

(Die Anwesenden erheben sich von ihren Plätzen)

Wir denken an Millionen Kinder, Frauen und Männer, die das NS-Terrorregime entrechtet, gedemütigt, verfolgt, verschleppt und ermordet hat.

Wir denken an Juden, an Sinti und Roma, an Polen, Angehörige slawischer Völker und von Minderheiten.

Wir denken an die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter und politischen Gefangenen.

Wir denken an überzeugte Christen und Zeugen Jehovas.

Wir denken an die Behinderten und psychisch Kranken, an die Kriegsgefangenen und an die vielen anderen Menschen, die nicht mehr leben durften, weil sie in den Augen ihrer Mörder als „minderwertig“ galten.

Besonders denken wollen wir an die verfolgten Kinder.

Wir erinnern uns an das, was war und was nie wieder sein darf.

Ich danke Ihnen.

(Die Anwesenden nehmen wieder Platz)

Meine Damen und Herren, die unfassbar hohen Opferzahlen der nationalsozialistischen Mordmaschinerie:

- 6 Millionen ermordete Juden, darunter 3 Millionen polnische Juden,
- 3 Millionen nicht jüdische Polen,
- über 3 Millionen sowjetische Kriegsgefangene,
- 200.000 Sinti und Roma,
- 250.000 Euthanasieopfer,
- mehr als 4 Millionen nicht jüdische Zivilisten, KZ-Häftlinge, Zwangsarbeiter und Deportierte – um nur die größten Opfergruppen zu nennen – sind das eine.

Doch hinter jeder Zahl verbergen sich unzählige menschliche Einzelschicksale. „Erinnern in der Gegenwart“ – das

bedeutet auch, dass wir uns von den Lebensgeschichten der Opfer berühren lassen und diejenigen, die gelitten haben, mit Empathie und Anteilnahme begegnen. Das ist das andere. Daher sind die Berichte der Zeitzeugen so kostbar für die nachfolgenden Generationen.

Da war das zehnjährige Mainzer Mädchen Frieda Laub. Nach dem Terror der Reichspogromnacht vor 80 Jahren schickten ihre Eltern sie in einem Kindertransport über die niederländische Grenze. Sie wuchs in holländischen Kinderheimen auf, ohne Kontakt zu ihren Eltern und ihrer Familie. Nach dem Einmarsch der Deutschen wurde sie unter wechselnden Namen auf Bauernhöfen versteckt, stets in Lebensgefahr und in der permanenten Angst, entdeckt zu werden, für vier lange Jahre. Frieda überlebte. Ihre Eltern und ein Bruder wurden ermordet. Es ist die Lebensgeschichte von Frieda Shulamit Schwarz, die heute zu uns hätte sprechen sollen.

Da ist Shlomo Venezia, Sohn italienisch-jüdischer Einwanderer in Griechenland. Als Mitglied des Sonderkommandos im KZ Birkenau war er unter ständiger Lebensgefahr gezwungen, die Todesfabrik in Gang zu halten. Sein Portrait ist in der Ausstellung „KZ überlebt“ zu sehen. Es trägt die Überschrift „Ich habe überlebt, ich wurde aber nicht gerettet.“

Ein anderes Portrait zeigt Marie-Jose Chombart de Lauwe. Sie ist eine der letzten Lebenden der französischen Résistance. Als 17-Jährige lieferte sie ihrem Vater Informationen für den britischen Geheimdienst und verhalf Briten zur Flucht. Von einem Doppelagenten verraten, wurde sie ins berüchtigte Frauen-KZ Ravensbrück deportiert. Sie half, ein Neugeborenes vor Kontrollen zu verstecken, und rettete zum Tode verurteilte Frauen, indem sie deren Namen mit jenen von Verstorbenen vertauschte. Der Fotograf dieser bewegenden Ausstellung, Herr Stefan Hanke, ist unter uns anwesend.

Meine Damen und Herren, die Herausforderung der Zukunft wird darin bestehen, neue Formen der Erinnerung zu finden. Ein Weg dorthin beginnt – davon bin ich überzeugt – mit dem Blick aus dem eigenen Fenster: Wohnten Juden in meinem Ort? Gab es Zwangsarbeiter? Gibt es noch jemanden, der vielleicht davon erzählen könnte?

Denn auch beinahe ein Dreivierteljahrhundert nach Kriegsende wissen wir nicht alles: Rund 100 Kilometer von hier wurde zum Beispiel noch im Jahr 1944 das KZ Bruttig-Treis bei Cochem angelegt. In einem Eisenbahntunnel arbeiteten bis zu 1.500 Zwangsarbeiter unter unmenschlichen Bedingungen, zeitweise in hüfthohem Schlamm. Nachts mussten sie in der nassen Häftlingskleidung schlafen. Um nicht zu verhungern, aßen die Lagerinsassen Gras und Schnecken. Im Gegensatz zu Osthofen und Hinzert, wo wir KZ-Gedenkstätten haben, ist das KZ an der Mosel überregional wenig bekannt.

Es ist notwendiger denn je, diese Dinge offen anzugehen und lokale Beispiele zu haben. Vieles ist schon getan, und darüber freue ich mich sehr: Dieses Jahr finden Gedenkveranstaltungen an vielen neuen Orten im Land statt. Darunter sind Sparkassenfoyers, Theater und Synagogen sowie das neu eröffnete „Haus des Erinnerns – für Demokratie und Akzeptanz“. Es liegt paar Schritte von hier.

Die Erinnerung wird mittlerweile sogar in Fußballstadien getragen, wie gestern beim Heimspiel von Mainz 05 gegen den FC Nürnberg, am „Erinnerungstag im Deutschen Fußball“ in der Opelarena. In kurzen Ansprachen haben die Verantwortlichen der Vereine deutlich gemacht, dass Antisemitismus, Rassismus und Homophobie im Fußball keinen Platz haben. Spieler und Fans hielten Banner hoch mit der Aufschrift „Gemeinsam für Erinnerung und Vielfalt“.

All dies sind großartige, ermutigende und neue Formen des „Erinnerns in der Gegenwart“. Denn genau darum geht es: an möglichst vielen unterschiedlichen Orten die Erinnerung wachzuhalten und zugleich zur Verantwortung für ein friedliches Miteinander aufzurufen. Denn die Werte unserer Demokratie fallen nicht vom Himmel. Sie müssen immer wieder neu erlernt werden.

Meine Damen und Herren, die Menschheitsverbrechen der NS-Diktatur sind in ihrer Brutalität und Menschenverachtung unvergleichbar. Um sie auch nur annähernd zu fassen, verwenden wir mit Bedacht das Wort „Zivilisationsbruch“.

Wer diesen Zivilisationsbruch in irgendeiner Weise leugnet, kleinredet und instrumentalisiert – sei es durch den Vergleich mit anderen Menschheitsverbrechen, sei es durch das verharmlosende Einreihen in den Lauf der Geschichte –, der verhöhnt die Opfer und rührt an den Grundfesten unserer Demokratie. Das ist vollkommen inakzeptabel!

(Beifall im Hause)

Die Mechanismen, die zu Ausgrenzung und Stigmatisierung führen, sind leider immer dieselben, damals wie heute. Der Keim zu Hass und Gewalt liegt in der gewalttätigen Sprache. Wir dürfen nicht tolerieren, dass heute manche durch Hassparolen, Ausgrenzung und eine Verhöhnung der Sprache Antisemitismus, Rassismus und Gewalt fördern – online oder offline. Das sind wir den Opfern, aber auch unserem Selbstverständnis und unserer Selbstachtung schuldig, heute und in Zukunft.

„Alles, was das Böse benötigt, um zu triumphieren, ist das Schweigen der Mehrheit“, hat der frühere UN-Generalsekretär Kofi Annan gesagt. Das Wissen um die Vergangenheit ist daher auch eine unumstößliche Verpflichtung für jeden Demokraten, seine Stimme gegen jegliche Ansätze und Formen von Ausgrenzung, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zu erheben und danach zu handeln.

Für uns Deutsche gilt das in einer besonderen Weise. Diese Verantwortung lässt sich weder abstreifen noch kleinreden! Das sind wir den Opfern schuldig: an einem Tag wie heute und an 364 anderen Tagen im Jahr.

(Anhaltend Beifall im Hause)

Zeitzeugenbericht

Henriette Kretz, im polnischen Stanislawów (heute Iwano-Frankiwsk, Ukraine) geborene Überlebende des Holocaust:

Sehr geehrte Anwesende! Ich komme als eine Zeitzeugin, aber keinesfalls als Opfer.

Ich bin kein Opfer. Ich habe überlebt. Ich habe eine Familie gegründet. Ich genieße ein ziemlich hohes Alter. Für mich sind diejenigen Opfer, die man davon überzeugt hat, dass es eine „Herrenrasse“ und „Untermenschen“ gibt.

Die haben das geglaubt. Diese Menschen haben Kinder ermordet, nicht nur die „Untermenschen“. Sie wissen, das waren Juden und Sinti und Roma. Aber nicht nur diese Völker, auch deren Kinder. Ich frage mich: Wie kann ein Mensch ein Kind umbringen? Kinder können sich nicht wehren. Menschen, die das getan haben, waren keine Helden. Das waren Feiglinge.

Ich erzähle Ihnen von meiner Familie, die eine von Millionen anderer Familien mit einem ähnlichen Schicksal ist. Vieles wurde bereits gesagt. Meine Familie wohnte schon etliche Hundert Jahre in Lemberg. Mein Großvater war Getreidekaufmann und hatte zehn Kinder. Am Ende des Ersten Weltkriegs waren schon viele verheiratet und hatten eigene Kinder.

(Die Rednerin zeigt auf den Bildschirmen eine Präsentation mit Familienfotos)

Sie sehen hier ein Porträt meiner Mutter, Elsa Schöps, und meines Vaters, Mauricy Kretz. Das Etwas auf dem Pferd, das bin ich mit Mutter und Vater. Das ist meine Großmutter, Elka Mund. Das sind meine Onkel und Tanten, einige von ihnen. Mein Cousin Arthur und meine Cousine Lusja. Dies sind meine Tante Marynia, ihr Gatte und meine Cousine Irka. Das ist eine Cousine, deren Name ich leider vergessen habe. Mein Onkel Bernard, der ein Offizier in der polnischen Armee war. Er wurde in einem Auffanglager für Kriegsgefangene verraten und – weil er Jude war – erschossen. Zuletzt, der Herr auf dem Pferd ist der Einzige, der neben mir von der ganzen Familie übrig geblieben ist. Er war Ulan in der polnischen Armee. Er war in Buchenwald, später in Plaszow bei Krakau. Er hat überlebt.

Mein Vater wollte Medizin studieren. Er konnte aber nicht, weil es im damals unabhängigen Polen an den Universitäten einen Numerus clausus für Juden gab. Er ging deshalb nach Italien, nach Padua und später nach Bologna. Dort hat er seine Studien abgeschlossen und wurde Hals-Nasen-Ohrenarzt. Er kam dann nach Lemberg und hat meine Mutter geheiratet. Meine Mutter hatte in Lemberg Jura studiert und wurde Anwältin.

Mein Vater erhielt eine Stelle in einem kleinen Städtchen in der Mitte von Polen namens Iwaniska, das sehen Sie auf der Karte.

(Die Rednerin zeigt auf den Bildschirmen eine Landkarte Osteuropas)

Dorthin sind wir umgezogen. Das war die schönste Zeit meines Lebens. Ich hatte alles, was ein Kind brauchte. Ich hatte liebende Eltern, und ich hatte einen Hund, meinen Rolf. Da meine beiden Eltern arbeiteten, hatte ich auch ein Kindermädchen. Ich war damals viereinhalb bis fünf Jahre alt, und jemand musste auf mich aufpassen: Das war Helen, eine junge polnische Christin.

Alles sollte sein, wie in der normalsten Familie der Welt. Dann aber kam der Krieg. Mein Vater ging zur polnischen

Armee und kam sehr schnell zurück mit einem Lastwagen verwundeter polnischer Soldaten. Die Deutschen waren schon beinahe neben unserer Kleinstadt, man hörte bereits die Kanonen. Mein Vater beschloss, dass wir nach Lemberg zu seiner Familie fliehen sollten. Von der Flucht erinnere ich mich nur an brennende Städte, die bombardiert worden waren.

Es herrschte große Verwirrung auf den Wegen, weil die Menschen flohen: die einen von Westen nach Osten vor den Deutschen, die anderen von Osten nach Westen vor der Sowjetunion. Zur gleichen Zeit, als Hitler von Westen in Polen eingefallen war, kamen von Osten sowjetische Truppen, die Ostgalizien, Litauen, die baltischen Städte und Weißrussland annektiert haben.

Als wir nach Lemberg kamen, herrschte dort kein Krieg. Es gab einen Pakt zwischen Stalin und Hitler, sich nicht anzugreifen. Dort habe ich zum ersten Mal meine große Familie gesehen: Alle meine Tanten und Onkel, meine zwei Großmütter – die Großväter waren schon tot –, auch meine Cousins und Cousinen. Mein Vater bekam eine Stelle als Direktor eines Sanatoriums, eines Erholungshauses für tuberkulosekranke Kinder in Sambor, einer kleinen Stadt, 40 Kilometer entfernt von Lemberg.

Dorthin sind wir umgezogen. Mein Vater lebte in dem Erholungshaus, meine Mutter und ich blieben aber in Sambor, weil mein Vater Angst hatte, dass ich mich anstecken könnte.

Ich ging in einen russischen Kindergarten. Ich hatte wieder Freunde unter den polnischen und ukrainischen Nachbarkindern. Für mich begann wieder ein normales Leben.

Bis meine Mutter und ich eines Tages von großem Lärm auf der Straße geweckt wurden. Wir gingen ans Fenster und sahen Lastwagen voller russischer Soldaten, die ihre Frauen und Kinder bei sich hatten. Sie flohen, ein Lastwagen nach dem anderen. Meine Mutter erfuhr, dass wieder Krieg war. Die Deutschen hatten die Grenze überschritten, den Pakt gebrochen und befanden sich im Anmarsch auf unserer Stadt.

Meine Mutter bat einen Nachbarn, einen Bauern, uns zu meinem Vater zu bringen. Er spannte seine Pferde vor den Heuwagen und brachte uns zum Erholungshaus. Dort stand bereits ein Lastwagen, auf dem russische Beamte und Kinderkrankenschwestern saßen. Sie versuchten, meinen Vater davon zu überzeugen mitzukommen. Mein Vater wollte aber nicht.

Warum wollte er nicht? Als die Eltern der Kinder erfuhren, dass wieder Krieg war, kamen sie, um ihre Kinder nach Hause abzuholen. Es gab aber auch Kinder, deren Eltern in weit abgelegenen Dörfern lebten. Eine Gruppe Kinder war übrig, die mein Vater nicht alleinlassen wollte. Er sagte, er sei verantwortlich für die Kinder und könne nicht fahren.

Die Russen sind also allein gefahren. Mein Vater nahm die Kinder mit auf den Heuwagen und brachte sie zu uns nach Hause nach Sambor. Sie verbrachten die ganze Nacht bei uns, bis am Morgen die Eltern kamen, um die Kinder abzuholen. Da konnten wir schon nicht mehr fliehen, weil

die Deutschen bereits in der Stadt waren.

Ich muss sagen, dass ich die Deutschen sehen wollte. Ich hatte bisher noch nie einen Deutschen mit meinen eigenen Augen gesehen. Ich sah aber, dass meine Eltern Angst vor ihnen hatten. Als ich frühmorgens auf der Straße ein Bataillon deutscher Soldaten sah, war ich erstaunt. Das waren schöne Burschen, die sangen, lächelten und ganz sympathisch waren. Ich fragte mich, wie so sympathische Menschen böse sein können. Ich habe mich getäuscht.

Die erste Maßnahme war, dass alle meine Freunde in die Schule, in die erste Stufe gehen durften. Ich nicht, weil ich eine Jüdin war. Dabei fragte ich mich: Was ist eine Jüdin?

Als Nächstes verlor mein Vater seine Stelle. Außer Juden durfte er keine anderen Patienten behandeln. Nichtjuden und arischen Menschen war es verboten, sich von einem jüdischen Arzt pflegen zu lassen. Mein Vater hatte aber einen guten Ruf bei den Bauern. Wenn sie zum Markt kamen, kamen sie zu uns ins Versteck und haben sich pflegen lassen. Bezahlt haben sie mit Essen, ein bisschen Mehl, ein paar Eier oder Kartoffeln. So haben wir damals nicht gehungert.

Dann kam eine weitere Maßnahme. Alle Juden in der Stadt ab neun Jahren mussten eine weiße Armbinde mit einem Davidstern tragen. Ich frage die Jugend in Ihren Schulen sehr offen, warum sie das tun mussten. Die Schüler antworten, damit man sehen konnte, dass sie Juden sind. Die ganze Theorie über „jüdisches Aussehen“ ist ein schönes Märchen. Juden sehen aus wie andere Menschen: mit schwarzen Augen, braunen Augen und dunklen Farben. Es gibt auch Blonde mit blauen Augen. Meine beiden Söhne haben blaue Augen. Dennoch war diese Theorie sehr weit verbreitet. Das war eine Ausgrenzung.

Schließlich mussten wir in das jüdische Viertel umziehen. Alle Juden mussten dorthin umziehen. Das war das erste Mal, dass ich mit orthodoxen jüdischen Kindern in Kontakt kam. In dem Haus, in dem wir wohnten, war ein Rabbiner unser Nachbar, der zahlreiche Kinder hatte. Ich kam auf den Hof und sah Kinder, die ganz anders waren als ich. Die Jungen hatten Käppchen auf und trugen schwarze Kaftane, die Mädchen lange Ärmel und lange Kleider. Sie sprachen eine Sprache, die ich nicht verstand. Sie sprachen Jiddisch, und ich sprach Polnisch.

Deutsche Menschen hätten das Jiddische verstanden. Ich aber habe es nicht verstanden, weil Polnisch eine slawische Sprache ist. Ich wollte aber spielen und fand eine Freundin zwischen den Kindern. Sie hieß Vera, war die Tochter des Rabbiners und sprach ein bisschen Polnisch. Wir spielten zusammen.

Eines Tages wachte ich auf, und das sonst wegen der vielen Kinder und Familien sehr lärmige Haus war so still, als würde niemand darin wohnen. Auf der Straße hörte ich ab und zu Schüsse und Polizeipfeifen. Meine Eltern waren sehr angespannt. Wir saßen in der Wohnung und hörten auf einmal Schritte von Soldatenstiefeln auf der Treppe. Dann wurde mit einem Gewehrkolben gegen die Tür gestoßen: „Aufmachen! Aufmachen!“

Mein Vater ging zur Tür, öffnete sie, und davor standen

zwei deutsche Soldaten. Sie sagten zu meinem Vater: „Raus, Sie kommen mit!“

Als wir die Treppe hinabgingen, ging die gesamte Familie des Rabbiners vor uns, mit allen Kindern, auch meine Vera dazwischen. Auf der Straße waren schon viele andere Juden, die man aus ihren Häusern getrieben hatte, und Soldaten. Die Soldaten ließen uns in Reihen aufstellen und abmarschieren.

Zu dieser Zeit war mir nicht bewusst, dass ich in Gefahr war. Aber ich habe mich sehr geschämt. Meine Eltern haben mir Lesen und Schreiben beigebracht. Weil ich keine Spielzeuge hatte, habe ich viele Bücher gelesen, alles, was mir in die Hände fiel. Ich wusste, dass man so, wie man uns führte, Verbrecher abführt. Wir gingen mitten auf der Straße, und auf beiden Seiten gingen Soldaten, die mit ihren Gewehren auf uns zielten.

Auf den Fußwegen gingen polnische und ukrainische Menschen, die uns so gehen sahen. Ich habe mich vor ihnen sehr geschämt. Ich habe mir gesagt, aber ich bin doch kein Verbrecher, meine Eltern sind keine Verbrecher, warum führt man uns so?

Wir kamen zu einem Sammelplatz, auf den man schon viele andere Juden gebracht hatte. Dort waren auch viele Soldaten und Lastwagen. Die Soldaten zählten die Menschen, die dann auf die Lastwagen klettern mussten und abgeführt wurden.

Mein Vater sah einen ukrainischen Offizier. Die Ukrainer haben den Deutschen geholfen, die Juden zu beseitigen. Er ging zu ihm und sagte ihm, dass er als Arzt vielen ukrainischen Menschen geholfen und sie geheilt habe. Mein Vater fragte ihn, ob er etwas für ihn und seine Familie unternehmen könne. Der Offizier schaute mich und meine Mutter an und sagte zu einem Soldaten, der die Menschen zählte: „Die drei nehme ich mit.“

Er hat uns zum Rand der Stadt an den Fluss Dnister gebracht. Dort forderte er uns auf, uns in den Büschen zu verstecken, und schoss in die Luft. Wenn ihn jemand mit den Juden gesehen hat, so konnte er sagen, er habe sie umgebracht. Er ging, ohne uns seinen Familiennamen sagen zu wollen. Nur, dass er Roman hieß.

Wir haben die ganze Nacht in den Büschen verbracht und sind am Morgen zurück zu dem Haus gegangen, von dem aus man uns abgeholt hat. Es waren schon andere Juden angekommen, meist junge Menschen. Mir ist aufgefallen, dass kein einziges Kind mehr da war. Keines der Kinder, das mit mir in dem Haus oder auf dem Hof gewesen ist, ist zurückgekommen. Ich war die Einzige.

Vor 14 Jahren hat das polnische Fernsehen einen Film über mein Geschehen gemacht. Wir sind nach Sambor gefahren. Die Menschen, die dort wohnen, haben uns einen Wald, den Strelecki-Wald gezeigt. Das ist 15 km von Sambor entfernt. Da sind drei große Hügel und ein Mahnmal. An dem Tag hat man dort 6.000 Juden erschossen. In einem der Hügel liegen Vera und alle Kinder, die mit mir in dem Haus waren.

Mein Vater sah, dass es für die Kinder und alten Menschen

am gefährlichsten war, weil sie die Ersten waren, die man beseitigt hat. Sie konnten nicht arbeiten, und sie waren unnützlich. Er hatte eine Bekannte, eine polnische christliche Witwe. Sie hatte einen Jungen, Yacek, der damals 13,14 Jahre alt war. Sie war einverstanden, mich zu verstecken. Ich wollte natürlich meine Eltern nicht verlassen, aber mein Vater sagte, Du musst gehen, und ich bin zu ihnen gegangen und habe dort gewohnt.

Ich konnte nie herausgehen. Ich konnte auch nicht zu dem Fenster gehen. Sie hatten einen Schrank. Sie haben den Schrank von den Mauern entfernt. Wenn jemand sie besuchen kam, musste ich hinter den Schrank rennen und dort sehr leise stehen; denn niemand sollte wissen, dass ich bei ihnen war. Wie lange ich bei ihnen war, kann ich nicht genau sagen, aber sicher mehr als etliche Monate.

An einem Tag ist die Frau einkaufen gegangen. Ich war mit Yacek in der Wohnung. Jemand klopfte an die Tür. Ich rannte hinter meinen Schrank. Yacek ging die Tür öffnen. Da hörte ich Männerstimmen: Halt, halt. – Zwischen den Spalten des Schrankes habe ich gesehen, dass zwei Männer in den Raum kamen. Einer war ein sehr junger deutscher Soldat. Der zweite war ein Zivilist. Sie begannen zu suchen.

Als sie schon neben meinem Schrank waren, wusste ich, dass sie mich entdecken. Ich bin herausgekommen und fragte natürlich auf Polnisch, was sie wollen. Der Zivilist konnte Polnisch. Er sagte zu mir: „Du bist eine Jüdin, zieh dich an und Du kommst mit.“ Ich sagte: „Ich bin keine Jüdin.“ Die Frau hat mir gesagt, Du sollst nie sagen, dass Du eine Jüdin bist. Ich sagte: „Ich heiße Anna Koplówicz.“ Das ist mehr ein polnischer Name als Henriette Kretz. Ich sagte: „Ich bin die Verwandte von der Frau.“ Der Zivilist sagte aber zu mir: „Erzähle uns keine Märchen, wir wissen, dass Du eine Jüdin bist. Du musst mitkommen.“

Also nahm ich meinen Mantel, und wir sind auf die Straße gegangen. Weil es schon so lange her war, dass ich nicht an der frischen Luft gewesen war, hat sich mir der Kopf gedreht und ich begann zu wanken. Da sagte der Zivilist zu dem jungen Soldaten, gib ihr die Hand. Er war empört und sagte, aber ich bin in Uniform. Einem jüdischen Kind die Hand zu geben, war eine Schande für die deutsche Uniform. Der Zivilist gab mir die Hand, und man führte uns ins Gefängnis. Das war eine „Aktion“, die „Säuberungsaktion“, bei der man Juden in die Vernichtungslager abtransportierte. Bei uns war das Belzec.

In Sambor hat man einen Teil des Gefängnisses geräumt. Als die Einsatztruppen kamen, waren sie für den Transport verantwortlich. Sie mussten genug Juden haben, um die Züge zu füllen. In Sambor hat man einen Teil des Gefängnisses von Gefangenen geräumt. Die Juden, die man schon festgenommen hatte, hat man in dem Gefängnis gehalten und gewartet, bis sie die ganze Zahl Juden hatten, die sie brauchten, um den Transport zu organisieren.

So kam ich in das Gefängnis. Ich erinnere mich, es war so ein langer Gang. Am Ende des Ganges saßen Gefängniswärter, aber normale polnische Gefängniswärter. Sie haben mich in eine Zelle gesteckt. In der Zelle waren nur Frauen. Später wusste ich, dass man immer geteilt hat: die Männer in eine Zelle und die Frauen in eine andere. Es

waren keine Kinder. Ich war das einzige Kind. Die Frauen haben mich befragt, wie man mich mitgenommen hat. Ich habe erzählt.

Nach einer Zeit – ich sage immer, nach einer Zeit, weil ich nie genau weiß, wie lange wir da waren; ob es zwei oder drei Tage waren, ich weiß es nicht – kam die Suppe, und ich wollte nicht essen. Die Frauen fragten mich, warum ich nicht essen will. Da habe ich gesagt: „Ich sterbe lieber vor Hunger als erschossen zu werden.“ Ich war damals acht Jahre alt. Ich glaubte, wenn ich ein paar Tage nicht esse, dann sterbe ich vor Hunger. Ich wollte nicht erschossen werden. Natürlich wusste ich über das Gas gar nichts.

Wieder nach einer Zeit öffneten sie die Tür, und da stand ein Wärter. Er hielt in den Händen ein neugeborenes Kind. Das Kind war nackt und noch mit dem Blut von der Geburt bedeckt. Das war ein Junge. Er hat ihn am Genick und an den Füßen gehalten und ihn wie ein Paket in die Zelle geworfen. Die Frauen standen neben der Tür und konnten das Kind mit den Händen fangen.

Ich gab meinen Mantel. Man hat ihn eingewickelt. Das Baby weinte aber sehr schwach. Er war sehr schwach. Die Frauen gaben ihm ein in Wasser getunktes Tuch. Das Baby begann zu saugen und ist eingeschlafen. Damals habe ich gebetet. Ich habe zu Gott gebetet und gesagt: „Gott, wenn Du mich aus der Zelle herauslässt, dann nehme ich das Baby mit.“

Es geschah ein Wunder, weil wieder nach einer Zeit der Wärter kam und von der Tür aus rief: „Kretz, wer ist hier Kretz?“ Das war ich. Ich habe alles vergessen. Ich habe das Baby vergessen, alles, nur dass ich weg konnte. Ich bin zur Tür wie ein Pfeil gelaufen. Der Wächter nahm mich mit in den Gang, in dem ich schon einmal war. Dort stand eine Gruppe jüdischer Männer. Sie haben mich zwischen sich genommen. Es kamen zwei Soldaten, und man hat uns ins Ghetto gebracht.

Das Viertel, es heißt Blich, hat man mit Stacheldraht eingekreist: eine Reihe Stacheldraht, dann ein No Man's Land, dann eine zweite Reihe Stacheldraht. Es war ein Gang, in dem immer ein Soldat mit Gewehr stand, und Juden konnten schon nicht heraus. Sie waren eingeschlossen wie Tiere in einem Käfig. Das Erste, was ich sah, als ich das Ghetto betrat, waren meine Eltern. Als sie mich sahen, sind sie auf die Knie gefallen, haben mich an sich gedrückt und sehr stark geweint. Ich hatte noch nie meine Eltern weinen gesehen, aber damals weinten sie wie kleine Kinder.

Meine Mutter erzählte mir später, dass ich 24 Stunden geschlafen habe. Als sie mich geweckt haben, habe ich gefragt, wieso sie wüssten, dass ich mitgenommen worden war. Dann erzählte meine Mutter, dass der Junge, Yacek, als er die zwei Deutschen gesehen hatte, das Treppengeländer heruntergerutscht war. Das ging sehr schnell. Dafür haben sie hinter ihm hergerufen: „Halt, halt!“ Er ist zu seiner Mutter gelaufen und hat sie gewarnt, dass sie nicht zurück zum Haus gehen sollte.

Er ist zum Ghetto gelaufen. Als keine Soldaten in der Nähe waren, konnten die Menschen vom Ghetto zu den Menschen, die im Freien waren, schreien, und die Menschen im

Freien konnten zu den Menschen im Ghetto rufen. Er hat Menschen gesehen und hat gerufen, man sollte meinen Vater bringen, und hat ihm erzählt, dass ich mitgenommen worden war. Wahrscheinlich hat mein Vater die Wärter oder die Soldaten bestochen. Sie sollten mich nicht zwischen den Männern sehen.

Ich war im Ghetto. Im Ghetto waren die „Säuberungsaktionen“ weitergeführt worden, und viele Häuser waren schon leer. Wir Kinder – es waren Kinder, aber sehr wenige Kinder – liefen den ganzen Tag im Ghetto herum und suchten Essen. Wir hungerten damals, und das so sehr. Deshalb verstehe ich die Kinder, die ich im Fernsehen in Afrika und allen Ländern, in denen Hungernot ist, sehe. Sie weinen, und ich weiß, warum sie weinen. Liebe Damen und Herren und Jugend, richtiger Hunger tut weh. Die Eingeweide verkrampfen sich, und man hat nur eine Idee im Kopf: Essen, Essen, Essen.

Es war ein Lager neben Sambor, und einen Tag kam der Kommandant des Lagers ins Ghetto Arbeiter suchen. Man hat die Straße versperrt, und die Menschen, die auf der Straße waren, hat man zusammengebracht. Er sollte sich kleiden wie seine Arbeiter. Mein Vater war dazwischen. Er befragte jeden, was sein Beruf war.

Als er zu meinem Vater kam und erstaunt war, wie gut mein Vater Deutsch sprach – mein Vater war in ein deutsches Gymnasium in Wien gegangen, im Ersten Weltkrieg sind mein Großvater und die ganze Familie nach Wien gefahren –, sagte er ihm: „Ich nehme Dich auf.“ Mein Vater sagte: „Wenn Sie mich nehmen, dann sterben meine Frau und mein Kind an Hunger, weil ich der Einzige bin, der für sie etwas Essen schaffen kann.“ Da sagte er: „Ich nehme Deine Frau und Dein Kind auch.“

Wir gingen in das Lager. Da waren Baracken. Es waren nur Männer. Ich habe keine Frauen dort gesehen. Sie mussten die Steine aus dem Fluss herausnehmen und Wege machen. Der Kommandant hat uns ein kleines Zimmerchen in einem Haus, das aus Ziegeln war, gegeben. Dort logierten die Soldaten und auch ein Zivilist, wahrscheinlich ein Ingenieur, der auf die Gefangenen aufpassen musste.

Meine Mutter kochte für das Lager, und mein Vater wurde zum Gärtner. Da waren ein großer Obstgarten und auch Blumen auf dem Hof, und er musste sich damit beschäftigen. Ich konnte in dem Obstgarten laufen. Ich war frei, dort zu laufen. Es war Stacheldraht darum, aber keiner hatte mir etwas gesagt.

Daneben war ein Dorf, und die Kinder aus dem Dorf haben mich in dem Obstgarten gesehen. Sie haben unter dem Stacheldraht gegraben und sind hereingekommen, und wir spielten zusammen. Die Soldaten, muss ich sagen, haben gar nichts gesagt. Sie haben den Kindern über den Kopf gestreichelt, weil manche blond waren, und wahrscheinlich haben sie sich an ihre eigenen Kinder erinnert, die in Deutschland geblieben sind.

Nach dem Appell, wenn alle in den Baracken waren, kam der Kommandant zu meinem Vater, weil er nicht in dem Lager wohnte. Er wohnte in einem Haus außerhalb des Lagers. Er sprach mit ihm. Wenn er wegging, sagte mein Vater immer, das ist ein anständiger Mensch.

An einem Tag kam die SS mit einem Frachtwagen. Ich erinnere mich, sie sind in das Lager hereingefahren, haben alle Blumen und alles zerschlagen, haben alle Gefangenen – uns auch – mitgenommen und in das Gefängnis in der Stadt gebracht. Als wir in das Gefängnis kamen, hat man die Frauen und Männer verteilt. Meine Mutter sagte zu meinem Vater: Nimm sie mit. Mit dir hat sie vielleicht mehr Chancen zu überleben.

So nahm mich mein Vater in die Zelle der Männer mit. Er hatte einen großen Mantel, hat mich unter dem Mantel versteckt, und da gingen wir in die Zellen. Nach einer Zeit kam, ich glaube, es war ein Gestapo-Mann. Er hat die Berufe, die er brauchte, gerufen. Bei den Berufen hat er auch nach Ärzten gefragt. Mein Vater kam mit mir unter seinem Mantel zur Tür, der Gestapo-Mann schaute und sagte, aber das sind zwei Ärzte, nicht nur einer. Mein Vater öffnete den Mantel, und ich war gestützt gegen ihn. Mein Vater und der Gestapo-Mann haben sich eine Zeit lang in die Augen geschaut, und dann sagte er: „Ah, gehen Sie.“

Wir kamen auf den Hof. Ich war sehr froh, dass wir herauskamen. Mein Vater aber blieb sehr besorgt, und ich fragte: „Warum bist du besorgt? Wir sind herausgekommen.“ Mein Vater fragte: „Und deine Mutter?“ Ich habe selbst nicht gedacht, dass meine Mutter nicht kommen konnte. Für mich war selbstverständlich, dass sie auch kommen wird. Es geschah, dass man gesagt hat, man lässt Frauen auch heraus. Es kam eine kleine Gruppe Frauen und dazwischen meine Mutter.

Wir kamen zurück ins Ghetto. Dort sprach man schon von der Liquidierung des Ghettos. Bei Liquidierung des Ghettos wussten alle, dass alle abtransportiert werden. Mein Vater hatte einen Freund, einen ukrainischen Arzt, der mit meinem Vater im Erholungshaus gearbeitet hat. Er war deutsch gesinnt. Hitler hat den Ukrainern einen unabhängigen Staat versprochen, als die deutschen Truppen kamen. Sie haben das geglaubt. Er wollte, dass die Deutschen kommen. Die sowjetische Polizei hat von ihm erfahren und wollte ihn verhaften.

Als mein Vater hörte, dass man ihn mitnehmen kommt, hat man ihn auf eine Trage gelegt und gesagt, das ist ein gefährlich kranker Mensch, sehr ansteckend, man muss ihn sofort wegnehmen. Als die Polizei kam, war er schon nicht da. Wahrscheinlich hat mein Vater ihm das Leben gerettet. Er hat das nicht vergessen. Als die Deutschen kamen, war er in guten Beziehungen mit den deutschen Behörden. Er half uns, so wie er konnte.

Mein Vater hat sich mit ihm in Kontakt gesetzt und hat ihn gefragt, ob er jemanden in der Stadt kennt, der uns verstecken wollte. Dafür, einen Juden zu verstecken, konnte man in den westlichen Ländern Europas in das Gefängnis und selbst in das KZ gehen. Im östlichen Teil Europas war das Todesstrafe. Wenn jemand einem Juden geholfen oder ihn versteckt hat und man hat ihn erwischt, bezahlte er das mit seinem Leben, manchmal auch mit dem Leben seiner Familie. Trotzdem haben es Menschen gemacht – überall, auch in Deutschland. Es waren nicht viele, aber für mich waren das Helden. Sie haben ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um anderen zu helfen.

Wie ich sage, ich verstehe nicht, dass man einen Helden

einen Mann nennen kann, der Kinder umbringt. Wie ich sagte, für mich ist er ein Feigling und nicht ein Held.

Der Arzt hat einen ukrainischen Feuerwehrmann gefunden. Er hieß Herr Patralski. Seine Frau war eine Polin, und er war einverstanden, uns zu verstecken. Der Arzt kam mit der Genehmigung der Deutschen, dass er uns aus dem Ghetto herausnehmen kann. Er hat uns zu Herrn Patralski gebracht. Er wollte uns nicht in seinem Haus verstecken. Er hatte Angst, was ganz normal gewesen ist.

Er hatte einen Kohlekeller. Er hat die Kohle herausgenommen und hat uns im Kohlekeller versteckt. Der Kohlekeller war ein sehr kleiner Raum, das war geklopfte Erde, ein bisschen Stroh auf der Erde, Mauern und eine Treppe. Es gab keine Fenster.

Wir saßen in dem Kohlekeller den ganzen Winter im Dunkeln. Wir hatten eine Kerze, aber die Kerze hat man nur angezündet, wenn Herr Patralski mit Essen kam. Dann wussten wir, dass es Tag war, weil wir nicht herausgehen konnten. So saßen wir die ganze Zeit im Dunkeln und haben das Bewusstsein verloren, wann Tag oder wann Nacht war. Für mich war das sehr schwer. Ich war damals achteinhalb Jahre alt.

Die ganze Zeit zu sitzen, sich nicht richtig zu bewegen und dazu noch im Dunkeln, war für mich sehr schwer. Meine Eltern haben mir geholfen und mir die ganze Zeit erzählt. Sie erzählten mir alles: Märchen, über die Familie, über ihre Kindheit, ihre Reisen, was sie gelesen haben. Sie erzählten, erzählten, erzählten.

Als der Frühling kam, kam Herr Patralski und sagte: „Jetzt ist es schon warm genug, Sie können auf den Dachboden gehen.“ Ich konnte nicht gehen, und er hat mich auf der Leiter getragen. Als wir auf den Dachboden kamen, war es wie ein Eingang zum Paradies, weil wir sehen konnten. Es war Licht. Es war auch Luft. Es war eine Lücke. Wir konnten uns bewegen. Es war Raum, sich zu bewegen. Ich kann nicht beschreiben, wie glücklich wir waren.

Als ich meine Eltern sah, habe ich mich erschrocken. Meine Mutter war damals 36 Jahre alt, und sie sah so aus wie ich jetzt. Ich bin eine alte Frau. Mein Vater war ganz weiß geworden. Er war 42 Jahre alt. Der Arzt kam uns besuchen. Er hat meinem Vater erzählt, dass die Deutschen auf dem Rückzug waren. Wir begannen zu hoffen, dass wir überleben – bis zu einem Tag, es war schon Sommer.

Wir legten uns zum Schlafen hin, und wir hörten, dass jemand auf die Leiter geht, die Tür öffnet, und es kamen zwei deutsche Soldaten. Die erste Frage war: „Jude?“ Mein Vater stellte sich. Ich sehe ihn immer vor Augen, wenn ich es erzähle. Er stellte sich sehr stramm hin und sagte: „Ja, Jude.“ Sie haben gesagt: „Sie kommen mit!“ Wir sind nach unten gegangen. Dort standen Herr Patralski und seine Frau zu Tode erschrocken. Später habe ich erfahren, man hat sie erschossen.

Die zwei haben uns vom Dachboden genommen und haben uns auf die Straße geführt. Ich erinnere mich, das war ein sehr schöner Sommerabend. Es waren Sterne am Himmel, und es war warm. Auf der Straße war keiner, weil Ausgangsverbot war. Wir gingen, und auf einmal stell-

te sich mein Vater und sagte: „Ich gehe nicht weiter. Ich habe genug gelitten. Wenn Sie mich erschießen wollen, erschießen Sie mich hier.“ Einer der Soldaten sagte: „Wie Du willst.“

Er begann den Revolver zu ziehen. Mein Vater warf sich auf ihn mit einem gewaltigen Geschrei: „Entlauf!“ Ich begann zu laufen. Ich habe nicht an meinen Vater und nicht an meine Mutter gedacht. Ich habe an gar nichts gedacht. Hier war alles leer.

(Die Rednerin deutet auf ihre Stirn)

Nur das Gefühl: Lauf oder du stirbst. – Nur meine Beine arbeiteten. Ich hörte Schüsse. Ich hörte meine Mutter schreien. Ich hörte weitere Schüsse. Dann hörte ich gar nichts. Ich wusste, dass ich keine Eltern mehr hatte. Solange ich aber laufen konnte, bin ich gelaufen. Als ich nicht mehr laufen konnte, habe ich mich aufgestellt. Der erste organisierte Gedanken in meinem Kopf war: Was jetzt? – Bis dahin hatten mich meine Eltern geschützt, wie sie konnten.

Jetzt war ich ganz alleine, und ich konnte nirgendwo hingehen. Ich konnte nicht zu den Behörden gehen. Sie hätten mich allein erschossen, oder sie hätten mich an die Deutschen geliefert. Ich konnte auch nicht zu den Menschen gehen, die ich kannte. Ich probierte es. Das ist nicht gelungen, weil sie mich anzeigen wollten.

In der Straße, in der ich war, war ein verlassenes Haus und ein großer Garten. Ich bin in den Garten gegangen, habe mich hinter die Büsche gelegt und bin eingeschlafen. Was hat mich am Morgen geweckt? – Das war der Tau. Es war Sommer, aber die Morgen waren ziemlich kalt. Wieder die Frage: „Wohin soll ich gehen? Was soll ich tun?“ Ich habe mich an die russischen Zeiten erinnert.

Mein Vater hatte eine Patientin, die Oberin des Waisenhauses in Sambor. Das Waisenhaus war durch Nonnen verwaltet: Franziskanerinnen der Familie von Maria. Schwester Celina Kedzierska, die Oberin, war, wie ich sagte, eine Patientin meines Vaters. Sie haben sich angefreundet, und bevor das Ghetto geschlossen war, hat mein Vater ihr sehr viele Dokumente und Fotos zum Aufbewahren gegeben in der Hoffnung, das eines Tages nach dem Krieg nehmen zu können.

Ich sagte: „Ich bin eine Waise und mein Platz ist in dem Waisenhaus.“ Um aber zum Waisenhaus zu gehen, musste ich die ganze Stadt durchqueren. Ich wusste, das war totgefährlich. Es genügte, dass jemand sagt, das ist eine Jüdin, und ich bin verloren. Aber ich hatte keine Wahl. Ich musste gehen, und ich bin gegangen.

Ich erzähle immer, nie in meinem Leben habe ich mich so einsam gefühlt. Ich habe mich richtig wie ein Mensch von einem anderen Planeten gefühlt, weil alle Menschen, die um mich gegangen sind, mein Leben in der Hand haben. Ich wusste nicht: Ist das ein Freund, ist das ein Feind?

Ich bin glücklich zu dem Waisenhaus gekommen. Ich kam zu Schwester Celina. Ich sagte: „Schwester, ich habe keine Eltern mehr, sei meine Mutter.“ Schwester Celina sagte zu mir: „Kind, du bist hier in Sicherheit.“ Sie hat mich gebadet und mir Kleider gegeben. Sie hat mein Leben gerettet.

Schwester Celina hatte elf jüdische Kinder und drei Zigeunerkinde zwischen den polnischen und ukrainischen Waisen in dem Waisenhaus versteckt.

Einen Monat später kamen die Russen, und ich war frei. Ich war nicht mehr in Todesgefahr. Ich konnte sagen, wie ich heiße, und ich konnte in die Schule gehen.

Die Geschichte, die ich Ihnen erzähle, war in dieser Zeit keine besondere Geschichte. Das war die Geschichte jedes jüdischen und Sinti- und-Roma-Kindes. Sie waren alle zum Tode verurteilt. In Polen war ein Jesuit, Pater Musial, ein guter Freund von mir, und ein sehr anständiger und großer Mensch. Er schrieb Artikel und auch Bücher. Er schrieb in einem Artikel über die polnischen Kinder im Krieg. Er schrieb, die polnischen christlichen Kinder konnten getötet werden. Die Sinti- und-Roma- und jüdischen Kinder mussten getötet werden. Das war der Unterschied.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Wenn ich darf, wollte ich sagen, vielleicht bin ich nur eine alte Frau und gar nichts mehr. Ich habe aber meine Gedanken darüber, in welcher Welt ich lebe und was jetzt in Europa und anderen Teilen der Welt geschieht.

Ich sage, solange es Hass, Ausgrenzung und Verurteilung gibt, werden Diktaturen und Krieg da sein, weil die drei Wörter Futter für Diktatoren sind. Sie bedienen sich ihrer, um nach Macht zu greifen. Diktatur ist nie für immer geblieben. Sie war immer am Ende zerstört, aber es kostete Vernichtung, es kostete Menschenleben.

Ich sage, speziell zu den jungen Menschen, hütet Euch vor Menschen, die alles versprechen und dann, wenn sie an die Macht kommen, Euch die Freiheit wegnehmen, sich zu widersetzen.

Das ist alles. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

(Anhaltend Beifall im Hause –
Die Anwesenden erheben sich von ihren
Plätzen –
Henriette Kretz: Um Gottes Willen! Ich bin
nicht Lady Gaga! Ich brauche kein
Klatschen! –
Heiterkeit im Hause –
Die Anwesenden nehmen wieder Platz)

Musik

Tomaso Albinoni (1671-1751)/
Remo Giazotto (1910-1998)
Adagio
Kammerorchester des
Carl-Bosch-Gymnasiums Ludwigshafen
unter der Leitung von Joachim Schall

(Beifall im Hause)

Ansprache

Malu Dreyer, Ministerpräsidentin:

Sehr verehrter Herr Präsident, liebe Frau Kretz, liebe

Kollegen und Kolleginnen, liebe Gäste! „Niemand/zeugt für den/Zeugen“ – mit diesen Worten endet das Gedicht „Aschenglorie“ von Paul Celan.

Gerade haben wir wieder erlebt, welche Weisheit in diesem Satz des großen jüdischen Dichters und Übersetzers steckt. Unsere bleibende Aufgabe ist es, der Opfer des Nationalsozialismus zu gedenken. Die Stimme derer, die von den letztlich unsagbaren Menschheitsverbrechen der Nationalsozialisten Zeugnis ablegen, ist durch kein noch so gut geschriebenes Geschichtsbuch zu ersetzen.

Sehr geehrte Frau Kretz, mit höchstem Respekt danke ich Ihnen dafür, dass Sie uns heute Zeugnis gegeben haben von Ihrer Geschichte und der Ihrer Familie. Mit den Bildern Ihrer Eltern und Ihrer Verwandten haben Sie uns die Möglichkeit gegeben, der Ermordeten zu gedenken.

In dieser Stunde verneigen wir uns mit größter Achtung und Trauer vor allen Männern und Frauen, Jungen und Mädchen, die durch den Nationalsozialismus ermordet wurden.

Wir verneigen uns in der Gedenkstunde des Parlaments mit höchster Achtung auch vor den Überlebenden, deren Leben durch die menschenverachtende Gewalt des NS-Systems gezeichnet ist.

An dieser Stelle möchte auch ich von ganzem Herzen Frau Schwarz danken, dass sie bereit war, heute zu uns zu sprechen. Ich wünsche Frau Schwarz im Namen der ganzen Landesregierung baldige Genesung und alles Gute.

Meine sehr verehrten Herren und Damen, die Zeugnisse der Opfer und Überlebenden des Nationalsozialismus sind viel mehr als Berichte über das, was war. Sie lenken den Blick von einer abstrakten Zahl auf das Innere einer einzelnen Person, auf ihre Gedanken, ihre Ängste und Hoffnungen. Sie ermöglichen uns, selbst mit dem Herzen zuzuhören.

Auch wenn vieles im Kopf gewusst wird – jedes Zeugnis wirft neu die brennende, beschämende und trotz aller Forschung bohrend offene Frage auf, wie solch barbarische Unmenschlichkeit in einem Land der Aufklärung, der Kultur und Wissenschaft unter Mithilfe Tausender planmäßig und systematisch ins Werk gesetzt werden konnte.

Die Geschehnisse, an die die Zeugen und Zeuginnen erinnern, liegen jetzt über 70 Jahre zurück. Diese Zeitspanne dürfte nicht nur für die Schüler und Schülerinnen, die unter uns sind, wie eine halbe Ewigkeit erscheinen. Es ist deshalb von höchster Bedeutung, die Zeugnisse der Überlebenden für die Nachgeborenen bestmöglich zu bewahren. Ihnen wird auch in Zukunft eine unschätzbare Bedeutung zukommen.

Denn mit dem zeitlichen Abstand sind die monströsen Verbrechen der Nationalsozialisten nicht zur Vergangenheit geworden. Sie werfen lange Schatten bis in unsere Gegenwart.

Wer dem Terror der Nazi-Zeit entronnen ist, den begleiten die Erinnerungen an die erlebten Gräuere und den Verlust geliebter Menschen bis heute. Viele Überlebende sind nie

mehr heimisch geworden in der Welt. Das zeigen die Portraits der Ausstellung „KZ überlebt“ in eindringlicher Weise. Der Fotograf der Ausstellung, Herr Stefan Hanke – der Präsident hat es gesagt –, ist heute hier. Auch ich will ihn herzlich willkommen heißen.

Für nicht wenige Überlebende der Schoah wog die Last der Erinnerung zu schwer. Sie haben sich das Leben genommen.

Das Erlebte wirkt auch in die nächsten Generationen hinein. Wir wissen inzwischen, wie sehr die Ermordung von Familienangehörigen und die Erinnerung an die unfassbare erlittene Gewalt auch das Leben der Kinder, der Enkel und Urenkel prägt.

Für Deutsche, die nicht zu den Opfern gehörten, ist die NS-Zeit ebenfalls nicht vorbei. Das zeigen Debatten um Straßen und Gebäude, die nach Verantwortlichen im Nationalsozialismus benannt sind. Das zeigen Diskussionen über Glocken, die ein Hakenkreuz tragen, und Aufarbeitungsprojekte, in denen immer noch um eine offene Benennung von Taten und Tätern gerungen werden muss.

Meine sehr verehrten Herren und Damen, wer behauptet, die nationalsozialistische Vergangenheit spiele für die Gegenwart keine Rolle mehr, der irrt. Und wer das Gedenken an die Ermordeten verweigert, kleinredet oder zerstören will, tritt die Würde der Opfer und Überlebenden noch einmal mit Füßen.

Erinnerung hat zweifellos immer auch eine politische Dimension. Das macht sie nicht zu einem Imperativ „von oben“. Die Erinnerungskultur in Deutschland lebt davon, dass es Männer und Frauen gibt, die sich von Zeugnissen wie dem von Frau Kretz ansprechen lassen. Dass es Menschen gibt, die die Namen und Lebenswege von Opfern sichtbar machen und mit jeder einzelnen Dokumentation das Ziel der Nazis vereiteln, mit der Person auch die Erinnerung an sie auszulöschen.

Ich freue mich ebenso wie der Landtagspräsident über die vielen Initiativen in unserem Land. Das Programmheft zum 27. Januar 2019 gibt wieder an vielen Orten die Möglichkeit, mehr zu erfahren und zu gedenken.

Verehrte Gäste, über die richtige Weise der NS-Erinnerung ist von Anfang an gestritten worden. Im Westen und im Osten des geteilten Deutschlands fielen die Antworten sehr unterschiedlich aus.

Gegenwärtig steht die Geschichtserinnerung wieder in der Diskussion. Die letztjährige Friedenspreisträgerin des Deutschen Buchhandels, Aleida Assmann, fragt kritisch: „Worüber kann, soll, darf gesprochen werden, und was wird übergangen und ins Schweigen verbannt? Welche Erinnerungen lässt man wieder aufleben, welche behält man für sich? Wofür gibt es Interesse, Aufmerksamkeit, Empathie, was bleibt ausgeschlossen und im Dunkeln?“ Wer heute gedenken will, muss zugleich über die Form der Erinnerung Rechenschaft ablegen.

Jede Generation stellt ihre eigenen Fragen und blickt neu auf die damalige Zeit. Liebe Schüler und Schülerinnen des Willigis-Gymnasiums, mit Eurem Film „80 Jahre Reichspo-

gromnacht“ habt Ihr das in herausragender Weise getan. Vielen Dank dafür!

(Beifall im Hause)

Inzwischen diskutiert auch eine neue Generation von jungen Juden und Jüdinnen, die selbst oder deren Eltern aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland eingewandert sind, sehr intensiv über ihren Blick auf die damalige Zeit. Nimmt unsere Gedenkkultur schon genügend wahr, welche Erinnerungen sie in sich tragen?

Und wie steht es um die Erinnerung in Europa? Der Nationalsozialismus hat unbestreitbar die Geschichte unseres ganzen Kontinents geprägt. Die Sicht unserer Nachbarn auf diese Zeit ist so vielstimmig wie ihre Erfahrungen. Wir haben in der Tat erst begonnen, ihre Perspektiven im Gedenken angemessen wahrzunehmen.

Liebe Kollegen und Kolleginnen, liebe Gäste, wie verschieden die Perspektiven auf die Verbrechen des Nationalsozialismus auch sein mögen, die Erinnerungskultur in Deutschland hat ein festes Fundament: die klare Entscheidung nämlich und den entschiedenen Willen, die Ermordeten und das Leid der Opfer des Nationalsozialismus niemals zu vergessen und alles zu tun, damit Hass und Hetze unsere Gesellschaft nicht vergiften und unser Land zerstören.

Gedenken schließt die Verpflichtung ein, heute die Würde jedes einzelnen Menschen unter allen Umständen zu achten. Wer diese Verpflichtung verletzt, verletzt den Grundkonsens unserer Gesellschaft und stellt sich gegen die Werteordnung unseres Grundgesetzes. Das gilt für alle Menschen, die in Deutschland leben.

Diese Verpflichtung ist keine bloße Formel für Gedenkreiden. Denn es gibt sie – und es sind leider nicht wenige –, die geistigen Brandstifter, die im Netz und auf den Straßen gegen Flüchtlinge hetzen, von der Weltverschwörung des Judentums faselnd und Muslime pauschal zu Feinden der Demokratie erklären. Es gibt Menschen, die andere auf der Straße angreifen, weil sie eine Kippa oder ein Kopftuch tragen oder eine andere Hautfarbe haben. Es gibt immer noch solche, die Synagogen und Moscheen beschädigen und Flüchtlingsheime angreifen.

Ihnen müssen sich alle Demokraten und Demokratinnen mit aller Kraft entgegenstellen!

(Beifall im Hause)

Denn wir wissen aus der Geschichte, wozu es führen kann, wenn Hass und Hetze regieren. Der erste Schritt war auch damals der sprachliche Ausschluss aus dem gemeinsamen Wir. Die Verächtlichmachung von Juden, Sinti und Roma, Osteuropäern, Homosexuellen, politisch Missliebigen oder Behinderten bildete die Grundlage für ihre tatsächliche Entrechtung bis hin zur systematischen Verfolgung und Vernichtung.

Nie wieder darf sich ein solcher Weg wiederholen!

Gedenkkultur fordert Zivilcourage, auf der Straße ebenso wie im Netz. Jeder und jede trägt Verantwortung dafür,

dass menschenfeindliches Gedankengut keinen Nährboden findet. Frau Kretz hat uns eindrücklich vor Augen geführt: Jeder kann durch sein Handeln einen Unterschied machen.

Wie Respekt und Toleranz in Deutschland gelebt werden, entscheidet darüber, wie ernst es uns mit Gedenktagen wie dem heutigen 27. Januar ist. Am Ende entscheidet diese Haltung auch über die Zukunft unserer freiheitlichen Demokratie.

Ich danke Ihnen.

(Anhaltend Beifall im Hause)

Musik

Richard Meyer (1957):
Incantations
(Sonata vivante)

(Anhaltend Beifall im Hause)

Präsident Hendrik Hering:

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Es ist mir ein Anliegen, mich zu bedanken.

Zunächst bei dem Kammerorchester des Carl-Bosch-Gymnasiums unter der Leitung von Joachim Schall. Sie haben auf angemessene und beeindruckende Weise diese Gedenkstunde musikalisch begleitet. Dieses Orchester einer Schule – das muss man sich vor Augen führen, einer Schule – ist der eindrucksvolle Beweis, welche tolle junge Generation wir haben und was in den Schulen geleistet wird. Dafür vielen, vielen Dank!

(Beifall im Hause)

Ich will mich bei Ihnen, Frau Ministerpräsidentin Dreyer, bedanken, für die guten, klaren und deutlichen Worte, aber auch dafür, was die Landesregierung insgesamt für die Gedenkarbeit in Rheinland-Pfalz leistet.

Liebe Frau Kretz, Sie sind ein fantastischer Mensch!

(Beifall im Hause)

Mit Ihrer Biografie und angesichts dessen, was Sie erlebt haben, Ihre Rede damit zu beginnen, zu sagen „Ich bin kein Opfer“ – das ist ein großer Satz, das sind große Worte. Wenn es eines Belegs bedarf, wie wichtig Zeitzeugen sind, dann war das heute ein beeindruckender Beweis. Mich hat selten eine Rede eines Menschen so bewegt. Das wird uns nachhaltig beschäftigen.

Ich, und ich glaube, wir alle, werden Ihr Schicksal vor Augen haben, wenn wir uns Kinder in der Schoah vorstellen, die ihre Eltern verloren haben. Das benötigen wir. Dieses schreckliche Menschheitsverbrechen muss auf einzelne Schicksale heruntergebrochen werden, damit sie nachhaltig Mahnung sind. Sie haben das wirklich auf eine bewegend Art getan, die keiner von uns vergessen wird. Dafür nochmals vielen, vielen Dank, Frau Kretz!

(Beifall im Hause)

Landtag Rheinland-Pfalz - 17. Wahlperiode - 72. Sitzung, 27.01.2019

Frau Kretz, wir haben Ihnen ein besonderes Geschenk organisiert: Eine gedruckte Seite aus der Gutenberg-Bibel, die Genesis. Wir wissen, Sie sind ein gläubiger Mensch. Nochmals, vielen Dank, Frau Kretz!

(Beifall im Hause –
Präsident Hendrik Hering überreicht
Henriette Kretz ein Präsent)

Sie alle darf ich einladen in das Foyer, um uns auszutauschen und zu einem Imbiss.

Ende der Sitzung: 12:48 Uhr